

Subcomandante Marcos

**Die Geschichten
vom Alten Antonio**

Illustriert von Juni Zobot & Lioba Adam

Aus dem Spanischen von
Danuta Sacher, Annette von Schönfeld u.a.

UNRAST

Die Maismenschen

Als die Welt noch schlief und nicht erwachen wollte, versammelten sich die großen Götter, um ihre Arbeit abzusprechen. Und so einigten sie sich darauf, Erde, Männer und Frauen zu erschaffen. In ihrer Mehrheit waren die Götter der Meinung, dass dies ihre Aufgabe sein sollte – das Erschaffen von Erde und Menschheit. Sie nahmen sich vor, die Menschen besonders schön und hart zu machen. Die ersten Menschen, die sie erschufen, waren aus Gold. Die Götter waren sehr zufrieden mit den Goldmenschen, denn sie waren glänzend und stark. Aber bald bemerkten sie, dass sich diese Menschen nicht bewegten, nie liefen oder arbeiteten sie, denn sie waren viel zu schwer.

Die Götter versammelten sich erneut, um über eine Lösung des Problems zu beraten. Sie kamen überein, eine andere Art Mensch zu erschaffen, dieses Mal aus Holz. Die Haut dieser neuen Menschen war holzfarben. Sie arbeiteten und wanderten viel. Und wieder waren die Götter zufrieden. Gerade als sie begannen, richtig glücklich über ihre Entscheidung zu sein, wurde ihnen aber klar, dass die Goldmenschen die Holzmenschen zwangen, sie zu tragen und für sie zu arbeiten.

Jetzt sahen die Götter, dass sie einen großen Fehler gemacht hatten, und wieder mussten sie eine Lösung finden. Sie kamen zu dem Schluss, Menschen aus Mais zu erschaffen, gute Menschen, wahrhafte Männer und Frauen. Die Götter legten sich daraufhin zum Schlafen nieder und überließen es den Maismenschen, den wahrhaften Männern und Frauen, die Situation auf der Erde zu verbessern. Die Maismenschen sprachen die wahrhafte Sprache, in der sie sich einigen konnten, und sie gingen

in die Berge, um den richtigen Weg für alle Menschen zu finden.

Der Alte Antonio erzählte mir, dass die Goldmenschen die Reichen sind, die mit weißer Haut, und dass die Holzmenschen die Armen sind, die mit brauner Haut, die immer die Reichen tragen und für sie arbeiten. Und beide, die Goldmenschen und die Holzmenschen, warten auf die Menschen aus Mais, die Ersteren mit Angst, die Zweiten mit Hoffnung. Ich fragte den Alten Antonio, welche Hautfarbe die Maismenschen hätten. Daraufhin zeigte er mir mehrere Maissorten in verschiedenen Farben. Er erzählte mir, dass sie alle Hautfarben hätten, aber niemand es genau wüsste, denn die Maismenschen, die wahrhaften Männer und Frauen, hätten kein Gesicht.

Vor nicht langer Zeit ist der Alte Antonio gestorben. Ich hatte ihn vor zehn Jahren in einem Dorf tief in der Selva kennengelernt. Er rauchte ununterbrochen, und wenn ihm einmal die Zigaretten ausgingen, bat er mich um Tabak und drehte sich eine Zigarette mit der Hand. Neugierig betrachtete er meine Pfeife, und als er sie sich einmal ausleihen wollte, hielt er gleichzeitig seine selbst gedrehte Zigarette in der Hand und gab mir wortlos zu verstehen, dass er seine Art zu rauchen vorzog.

Vor ungefähr zwei Jahren, im Jahr 1992, war ich mit dem Schreiben vieler Kommuniqués beschäftigt. Viele Treffen fanden statt, um zu entscheiden, ob der Krieg bereits losgehen sollte. Damals kam ich auch in das Dorf, in dem der Alte Antonio wohnte. Antonios Sohn kam auf mich zu, wir gingen spazieren und überquerten Weidefläche und Kaffeefelder. Während die Gemeinde über den möglichen Beginn des Krieges diskutierte, packte mich der Alte Antonio am Arm und führte mich zum Fluss, etwa hundert

Meter vom Dorfzentrum entfernt. Es war im Monat Mai. Der Fluss war grün und wies eine leichte Strömung auf. Der Alte Antonio setzte sich schweigend auf einen Baumstamm. Nach kurzer Zeit begann er zu sprechen: »Siehst du das? Alles ist ruhig, es scheint, als würde nichts passieren.« »Mmhh«, antwortete ich, wohl wissend, dass er weder ein Ja noch ein Nein von mir erwartete. Daraufhin zeigte er auf den Gipfel des nahe gelegenen Berges. Die grauen Wolken hatten sich auf seiner Kuppe niedergelassen, und die Blitze verbrannten das diffuse Blau der Hügel.

Das sah nach einem kräftigen Sturm aus, aber auch so weit entfernt und deswegen harmlos erscheinend, dass der Alte Antonio begann, sich eine Zigarette zu drehen und erfolglos ein Feuerzeug in seinen Hosentaschen zu suchen, denn er besaß keines. Mir blieb genug Zeit, ihm das meine entgegenzustrecken.

»Wenn unten im Tal alles ruhig ist, gibt es in den Bergen ein heftiges Gewitter, und die Rinnsale werden immer stärker und machen sich auf in Richtung Tal«, sagte er nach einem tiefen Zug an seiner Zigarette. In der Regenzeit ist dieser Fluss wild, wie ein schlammiges Ungeheuer, das über die Ufer hinausgreift. Seine Stärke kommt nicht von dem vielen Regenwasser, das in sein Flussbett fällt, es sind die Rinnsale, die von den Bergen kommen und ihn nähren. Er zerstört, gleichzeitig schenkt der Fluss neues Leben, aus seinem Wasser erwachsen Mais, Bohnen und Zuckerrohr für das bescheidene Mahl.«

»So ist unser Kampf«, spricht er zu mir und zu sich selbst. »In den Bergen wird die Kraft geboren, aber man sieht sie nicht, bevor sie unten ankommt.« Er antwortet auf meine Frage, ob er glaubt, dass es bereits Zeit sei, mit dem Krieg zu beginnen: »Es ist die Zeit, in der der Fluss seine Farbe ändert.«

Der Alte Antonio schweigt und zieht sich an meiner Schulter hoch, um sich aufzurichten. Langsam kehren wir zum Dorf zurück. Er sagt zu mir. »Ihr seid die Rinnsale, wir sind der Fluss. Ihr müsst zu uns herunterkommen, jetzt!« Wieder ist Stille. Wir erreichen die Hütte, als die Dämmerung anbricht. Antonios Sohn bringt uns die schriftliche Erklärung der Dorfbewohner*innen, in der geschrieben steht: »Männer, Frauen und Kinder kamen in der Schule unserer Gemeinde zusammen, und alle fragten ihr Herz, ob die Stunde für den Beginn des Krieges um unsere Freiheit gekommen sei. Wir teilten uns in drei Gruppen auf, um zu diskutieren, die Gruppe der Frauen, die der Kinder und die der Männer. Dann versammelten wir uns wieder in unserer kleinen Schule. In unserer Mehrheit sind wir der Ansicht, dass der Krieg jetzt beginnen soll, denn Mexiko ist dabei, sich an das Ausland zu verkaufen. Der Hunger klopft an die Tür, doch wir werden niemals aufgeben, Mexikaner zu sein. Zu diesem Schluss sind wir gekommen, 12 Männer, 23 Frauen und 8 Kinder, die alt genug sind, ihre eigene Meinung zu haben. Unterschrieben haben alle, die schreiben können, die anderen unterzeichneten mit ihrem Fingerabdruck.«

Ich verließ das Dorf im Morgengrauen. Der Alte Antonio war nicht da, sehr früh schon war er an den Fluss gegangen.

Vor zwei Monaten besuchte ich den Alten Antonio wieder. Er sagte nichts, als er mich sah. Ich setzte mich neben ihn und begann, Maiskolben auszukörnen.

»Der Fluss ist angeschwollen«, sagte er nach kurzer Zeit.

»Ja«, erwiderte ich. Ich erklärte Antonio die Geschichte mit der Befragung in den Dörfern und gab ihm die Dokumente, auf denen unsere Forderungen und die Antworten

der Regierung geschrieben standen. Wir sprachen über die Vorkommnisse in Ocosingo, und wieder verließ ich das Dorf erst im Morgengrauen. An einer Wegbiegung erwartete mich der Alte Antonio. Er nahm mich zur Seite. Ich setzte meinen Rucksack ab und suchte meinen Tabak, um ihm etwas davon anzubieten.

»Im Moment nicht«, sagte er und wies meinen Tabakbeutel zurück. Ich trennte mich von der Karawane, und er führte mich zum Fuße eines Ceiba-Baumes.

»Erinnerst du dich an das, was ich dir von den Rinnsalen in den Bergen und vom Fluss erzählte«, fragte er mich.

»Ja«, antwortete ich im gleichen murmelnden Ton.

»Eine Sache vergaß ich dir zu erzählen«, erwiderte Antonio und betrachtete seine barfüßigen Zehenspitzen. Ich schwieg. »Die Rinnsale ...« – ein Hustenanfall lässt seinen Körper beben, er schnappt nach Luft und fährt fort: »Die Rinnsale ... wenn sie die Berge hinabfließen« – wieder ein Hustenanfall, und ich rufe den Sanitäter aus unserer Karawane. Antonio aber lehnt es ab, sich von dem Arzt des Roten Kreuzes behandeln zu lassen. Der Arzt schaut mich an, und ich gebe ihm zu verstehen, dass er sich zurückziehen soll.

Der Alte Antonio wartet, bis der Rucksack mit Medikamenten außer Sichtweite ist und fährt im Halbdunkel fort: »Die Rinnsale können nur unter der Erde umkehren, wenn sie einmal vom Berg herabgeflossen sind.«

Gleich darauf umarmt er mich und läuft eilig davon. Ich bleibe zurück und beobachte, wie sich sein Schatten entfernt, entzünde meine Pfeife und setze den Rucksack auf. Schon wieder auf dem Pferd sitzend, kehrt die Szene vor meinen Augen wieder. Ich weiß nicht genau, was es war, es war noch immer sehr dunkel, aber mir erschien, als ob der Alte Antonio geweint hätte.

Gerade erhalte ich einen Brief von Antonios Sohn mit der Antwort seines Dorfes auf die Vorschläge der Regierung. In dem Brief berichtet er mir, dass der Alte Antonio plötzlich sehr krank geworden sei und der Alte nicht gewollte habe, dass ich davon wüsste. Letzte Nacht sei er gestorben. Als sie darauf gedrängt hatten, mich zu informieren, habe der Alte Antonio nur gesagt: »Nein, ich habe alles gesagt, was ich ihm sagen wollte. Lasst ihn zufrieden, er hat viel zu tun.«

Um die Geschichte zu einem Ende zu bringen, erzähle ich von der sechsjährigen Toñita. Sie hat ganz löchrige Zähne. Vor Kurzem sagte sie mir ganz feierlich, dass sie mich sehr wohl lieb habe, mir aber keine Küsse mehr geben wolle, denn »es pikt so sehr«.

Rolando hat mir erzählt, dass sie jedes Mal, bevor sie zur Gesundheitsstation gehen muss, fragt, ob der Sub auch da sei. Ja, der Sub ist da, wird ihr geantwortet.

Daraufhin geht sie nicht zum Krankenhaus. »Dieser Sub will immer geküsst werden, aber das pikt zu sehr«, lautet die unanfechtbare Logik einer Sechsjährigen mit löchrigen Zähnen. Sie lebt im Innern des Belagerungs rings und trägt den Namen Toñita.

Jetzt begin nen die ersten wohlwollenden Regengüsse. Zum Glück, denn wir dachten schon, wir müssten auf die Lastwagen der Aufstandsbekämpfungseinheiten warten, um Wasser zu erbeuten.

Ana María e rzählt, dass der Regen von den Wolken kommt, die sich auf den Gipfeln der Berge streiten. Sie beginnen mit ihrem wilden Kampf, mit ihren Donnern und Blitzen auf dem Gipfel des Berges.

Bewaffnet m it einer Unmenge von Geist kämpfen die Wolken um das Privileg, zu sterben und sich in Regen zu

verwandeln, um die Erde zu ernähren. So sind auch wir, wie die Wolken ohne Antlitz, wie sie ohne Namen, ohne jeglichen Verdienst, wie sie kämpfen wir um das Privileg, Samenkorn in der Erde zu sein.

Einverstanden. Gesundheit und einen Regenmantel (gegen den Regen und die Aufstandsbekämpfungseinheiten)

Aus den Bergen des Südosten Mexicos
Subcomandante Insurgente Marcos

Brief an die Presse vom 28. Mai 1994
Übersetzung: Dorothea Schütze